



Katholische Bildung

Verbandsorgan des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen e. V. (VkdL)

Bildung geht nur mit Vertrauen

Teil II

Klaus Zierer
Jonas Tögel
Christina Lachner

Seite 97

Profiziert Schule von der Digitalisierung?

Baldur Kozdon

Seite 104

Zum 95. Todestag von Franz Kafka in 2019

Rainer Werner

Seite 114

VISIBLE LEARNING
Auf den Punkt gebracht



Abschied von Sr. Amata Neyer OCD (1922–2019)

Seite 122

Das Bildungssystem in Dänemark

Seite 124



Inhaltsverzeichnis

Artikel

| | | |
|--|---|-----|
| Klaus Zierer/ Jonas Tögel/ Christina Lachner | Ordinarius (Klaus Zierer) und zwei Wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Schulpädagogik (Schwerpunkt Hattie-Studie/Lehrerprofessionalität), Universität Augsburg | |
| | Bildung und Vertrauen – Teil II | |
| | <i>Bildungstheoretische Reflexionen und evidenzbasierte Handlungsräume</i> | 97 |
| Baldur Kozdon | Prof. Dr. phil., Professor em. für Schulpädagogik an der Universität Flensburg, Münster | |
| | Profitiert die Didaktik von einer weit ausgreifenden Digitalisierung? | |
| | <i>Wird sich unsere „Lehrkunst“ grundlegend ändern müssen?</i> | 104 |
| Rainer Werner | Gymnasiallehrer i.R., freier Autor, Berlin | |
| | „Was bist du? Elend bin ich.“ | |
| | <i>Zum 95. Todestag von Franz Kafka am 3. Juni 2019</i> | 114 |

Information & Service

| | | |
|---|--|-----|
| Bundeshauptversammlung 2019 | | 121 |
| In Memoriam | | |
| ■ Abschied von Sr. Amata Neyer OCD (1922–2019) <i>Eine Edith-Stein-Kennerin und „kluge Frau“ ist heimgegangen</i> | | 122 |
| Europäische Bildung im Vergleich | | |
| ■ Bildungssysteme unserer angrenzenden europäischen Nachbarn <i>Das Bildungssystem in Dänemark (Red.)</i> | | 124 |
| Umschau | | |
| ■ Bildung und Begleitung sind das A und O <i>Deutsches Abschlussdokument der Jugendsynode zeigt Weg zur missionarischen Kirche – eine Zusammenfassung (Elisabeth Peerenboom-Dartsch)</i> | | 130 |
| Buchbesprechungen | | 136 |
| Veranstaltungen: Diözesen / Landesverbände | | 142 |
| Veranstaltungen: Zweigvereine | | 143 |
| Veranstaltungskalender / Anschriften & Konten / Impressum | | 144 |

Profitiert Schule von der Digitalisierung?

Baldur Kozdon

Profitiert die Didaktik von einer weit ausgreifenden Digitalisierung?

Wird sich unsere „Lehrkunst“ grundlegend ändern müssen?

1. Ein holpriger Start

Im Sommer 2018 erfuhr die Öffentlichkeit unserer Republik von einer Initiative, die vom Bundesbildungsministerium ausging und darauf abzielte, den rund 40 000 Schulen in Deutschland zu einer „digitalen Aufrüstung“ zu verhelfen. Wenig später wurde bekannt, dass die Bundesregierung und der Bundestag den Ländern für die Forcierung der Digitalisierung an Schulen eine Zuwendung in Höhe von fünf Milliarden Euro zukommen lassen werde – allerdings unter der Bedingung, dass auch die Länder sich zu Investitionen bereit erklären und ausschließlich *sie* die Aufrechterhaltung der digitalen „Binnenstruktur“ gewährleisten. Der Bund schlug den Ländern vor, einen „Pakt“ im Sinne einer gemeinsamen Kraftanstrengung zu schließen. Da aber die Bildungspolitik zu den Hoheitsaufgaben der Bundesländer gehört, wurde im Bundestag eine Änderung des Grundgesetzes beschlossen; diese erfolgte am 29. November 2018. Die Änderung, mit welcher der Pakt legalisiert werden sollte, wurde jedoch am 5. Dezember 2018 von den Länderchefs ab-

gelehnt. Sie monierten eine zu starke Einflussnahme des Bundes und sahen die Bildungshoheit der Länder angetastet.

Indes war abzusehen, dass man nach dem Fehlstart nichts unversucht lassen werde, den Einwänden der auf Wahrung des Bildungsföderalismus bedachten Länderchefs Rechnung zu tragen. Dass der Pakt sang- und klanglos in der Versenkung verschwinden werde, konnte man ausschließen. Dafür sorgte insbesondere der Druck aus der Wirtschaft, dem sich zu widersetzen nicht ratsam erschien. Vertreter von Unternehmensverbänden und Handwerkskammern begrüßen einhellig den ihrer Ansicht nach überfälligen Pakt. Sie werden nicht müde zu betonen, der Wirtschaft drohe eine gravierende Schwächung, wenn man einer flächendeckenden Digitalisierung nicht freie Bahn schaffe. Dass der Sog der Digitalisierung auch das Bildungswesen mit voller Breitseite erfasst, wird nicht nur für unbedenklich erachtet, sondern ist ausdrücklich erwünscht und gefordert. Hierüber wird in Wirtschaftskreisen nicht des Langen und Breiten debattiert; für die Wirtschaft ist Fortschritt obligatorisch. Der Progress darf

nicht ins Stottern geraten; ihn in Schwung zu halten, sind keine Kosten und Mühen zu scheuen.

Einem im Dezember 2018 einberufenen Vermittlungsausschuss, deren Leitung *Manuela Schwesig* (Ministerpräsidentin von Mecklenburg-Vorpommern) oblag, gelang es relativ rasch, die benannten kontroversen Vorstellungen von Bund und Ländern zu entschärfen und zu beseitigen. In einer am 21. Februar 2019 erfolgten Abstimmung im Bundestag erhielt der „**Digitalpakt Schule**“ grünes Licht. Der formellen Zustimmung durch den Bundesrat im März 2019 stand damit nichts mehr im Wege.

Möglich wurde die Einigung vornehmlich durch folgende Festlegungen:

- Die Änderung des Artikels 104 des Grundgesetzes hebt den Bildungsföderalismus nicht aus. Die Bildungshoheit der Länder bleibt gewahrt.
- Die Bereitstellung von Bundesmitteln für Bildungsinvestitionen in den Ländern und Kommunen bleibt singulär und zeitlich begrenzt.
- Die Länder stellen zusätzlich zu der Bundeszuwendung eigene Fördermittel zur Verfügung. Über die Höhe ihrer Investitionen bestimmen sie selbst.

- Hinsichtlich der Bereitstellung von Sondermitteln durch den Bund werden letzterem beschränkte Kontrollbefugnisse eingeräumt. (Ein Automatismus ist nicht vorgesehen.)

2. Eine Mega-Investition an der richtigen Stelle?

Was ist von dem Pakt zu halten? Haben wir als Pädagoginnen und Pädagogen Grund zu ungetriebener Freude, wenn der vorderhand

in Wartestellung gebrachte Pakt endgültig grünes Licht erhält? Nein, lautet die Antwort: Die Freude hält sich in Grenzen. Denn einmal mehr wird uns mit ungefilterter Deutlichkeit vor Augen geführt, wer bei folgens schweren Beschlüssen, die unmittelbar die Schule und unsere Profession betreffen, am langen Hebelarm sitzt. Die *Politik* gibt die Richtung vor, und sie verlangt, dass wir ihren Direktiven Folge leisten. Wir sehen somit den Raum der

Die Freude hält sich in Grenzen. Denn einmal mehr wird uns mit ungefilterter Deutlichkeit vor Augen geführt, wer bei folgens schweren Beschlüssen, die unmittelbar die Schule und unsere Profession betreffen, am langen Hebelarm sitzt. Die *Politik* gibt die Richtung vor, und sie verlangt, dass wir ihren Direktiven Folge leisten. Wir sehen somit den Raum der *Pädagogik* für autonomes Schalten und Walten beträchtlich eingeengt.

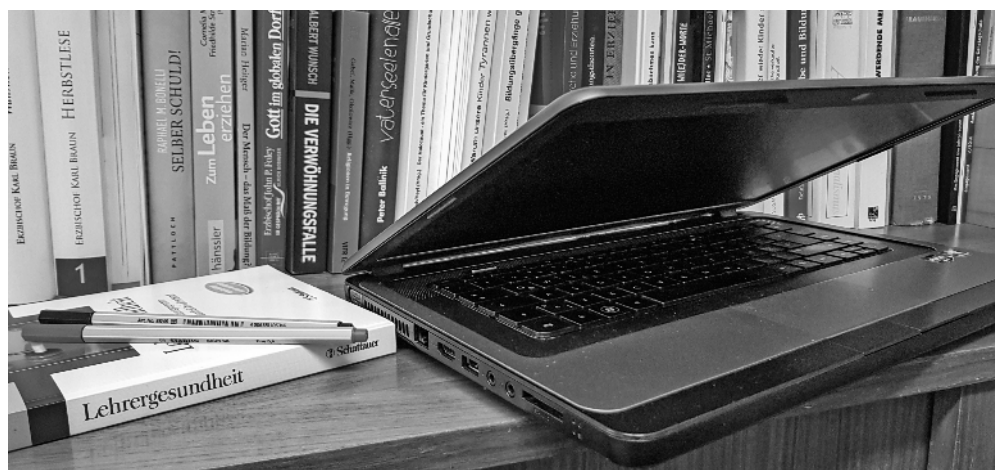
Pädagogik für autonomes Schalten und Walten beträchtlich eingeengt. Die Betonung ihrer Wichtigkeit erscheint uns halbherzig; manchem klingt sie wie hohles Lippenbekenntnis. (Allerdings darf nicht unterschlagen werden, dass auch politisches Handeln stark von nichtpolitischen – zuvörderst ökonomischen – Gegebenheiten beeinflusst wird.) Die Bürgermeister zahlreicher Kommunen wären heilfroh, stünden ihnen die

für die Sanierung überalterter Schulgebäude benötigten Mittel zur Verfügung. Es stimmt sie keineswegs heiter, wenn sie Mängelbehebung an Schulhöfen, am Schulmobiliar, an Schultoiletten und Turnhallen auf die lange Bank schieben müssen. In ihrem Forderungskatalog stünde jedenfalls flächendeckende „Digitalisierung“ nicht an erster Stelle. Und muss es uns Pädagogen nicht zu denken geben, wenn mit der Digitalisierung dem sprichwörtlichen „Tempo-Virus“ weitere Hürden aus dem Weg geräumt werden? Immerhin hatte er sich schon lange vor der Digitalisierungs-Offensive Eintritt in die Bildungsstätten verschafft. Was bleibt nunmehr von dem übrig, was sich hinter dem Wort „*scholé*“ (= *Muße*) verbirgt? Und wer wollte uns einreden, beim Erziehen spiele die Tugend der Geduld eine untergeordnete Rolle?

Nicht unerwähnt darf bleiben, dass das eine drahtlose Telekommunikation ermöglichende Netz etliche Schwachstellen aufweist. Diese restlos zu beheben ist kompliziert und kostspielig. Nicht in allen Landstrichen ist eine störungsfreie Indienstnahe des Internets gewährleistet. Die beste Ausstattung mit Digitalgeräten nützt wenig, wenn mit häufigeren „Aussetzern“ gerechnet

werden muss und wichtige Funktionen ausfallen. Doch selbst ein in technischer Hinsicht perfektes, voll funktionsfähiges Netz hat seine Kehr- und Schattenseiten, wie mangelnde Transparenz, hohes Suchtpotenzial und Möglichkeiten des Missbrauchs in Hülle und Fülle. Meldungen über Hacker-Attacken, Datendiebstahl, Verletzung der Privatsphäre und Cyber-Mobbing machen Schlagzeile.

Gleichwohl wäre es engstirnig und grundverkehrt, den Schulen eine strikte „digitale Askese“ anzuraten. Denn dass wir es mit dem Internet mit einer grandiosen Technologie zu tun haben, ist unbestreitbar. Sie zu dämonisieren und zu schmähen, weil sie missbraucht werden kann, kann der Weisheit letzter Schluss nicht sein. Diese Technologie zeichnet sich insbesondere durch eine „fachübergreifende“ Reichweite aus, worauf sich auch ihre Relevanz für das Bildungs- und Unterrichtswesen begründet. Sie kann, vernünftig gehandhabt, den Wissenserwerb in vielerlei Hinsicht befördern. Wir stießen allseits auf Unverständnis und machten eine schlechte Figur, wenn wir die mit dem Internet sich bietenden Chancen ungenutzt ließen. Die oben benannten Bedenken und Kritikpunkte, so ernst zu neh-



ment sie auch sind, rechtfertigen weder eine pauschale Ablehnung innovativer Hervorbringungen noch dumpfes Desinteresse ihnen gegenüber. Hingegen ist es geboten, sich zu überlegen und nach Möglichkeit zu prüfen, ob sie sinnfälligerweise in die Dienste professionellen Handelns genommen werden können. Es wächst uns kein Verdienst zu, wenn wir uns vor jeglicher Konfrontation mit sperrigen Problemen in Abwehrstellung positionieren und Untätigkeit zur Tugend machen. Wollen wir uns unsere Handlungsfähigkeit ungeschmälert erhalten, dürfen wir uns nicht scheuen, aus der Defensive herauszutreten.

3. Verfahrensfragen

Mit der die Schulen einschließenden Digitalisierungs-Offensive stellt sich zwingend die Frage nach den didaktischen Implikationen. Zuvor aber muss geklärt werden, wie genau nach erfolgter Freigabe von fünf Milliarden Euro zu verfahren wäre. Welche Vorkehrungen sind zu treffen, wie soll die Summe aufgeteilt werden, für welche Maßnahmen sollen Gelder unverzüglich fließen? – Ich sehe folgende Prioritäten und Erfordernisse:

1. Sofern noch nicht geschehen, wird an jeder Schule das drahtlose Netzwerk WLAN installiert.
2. Jede Schülerin, jeder Schüler – ab der dritten Jahrgangsstufe – wird mit einem Laptop ausgestattet. (Tablet und Notebook sind ebenso geeignet; jedoch sollte innerhalb einer Schule ein „Mix“ aus verschiedenen Gerätearten vermieden werden.) In der Regel steht das Gerät der Nutzerin bzw. dem Nutzer bis zum Schulwechsel oder Schulabschluss zur Verfügung.

3. Ausgewiesene Fachdidaktiker entwickeln einschlägige didaktisch-methodische Konzepte. Jede Lehrerin, jeder Lehrer erhält

eine Broschüre mit Orientierungshilfen fachunspezifischer und fachspezifischer Art. Diese sind sinnfälligerweise auf internet-gestützten Unterricht abgestellt. Jedes Lehrfach und jede Schulform (Primar- und Sekundarstufe) sind angemessen berücksichtigt.

4. Ein nicht unerheblicher Teil der Summe fließt in die Lehrerbildung und -fortbildung. Das Lehrfach „Medienwissenschaft“ wird hoch gewichtet; seine Belegung im Lehramtsstudium mit mindestens vier Semesterwochenstunden ist obligatorisch.

Hierbei ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass im Schuljahr 2017/2018 an Deutschlands allgemeinbildenden Schulen und Berufsschulen 10,8 Millionen Schülerinnen und Schüler eingeschrieben waren. Sie wurden von rund 763.000 voll- oder zeitbeschäftigten Lehrpersonen unterrichtet.¹⁾

Insofern nimmt der Digitalpakt eine sehr große Personengruppe ins Visier, und dieser Umstand lässt die fünf-Milliarden-Zuwendung des Bundes nicht allzu üppig erscheinen. Rein rechnerisch entfällt auf jede der rund 40 000 deutschen Schulen im Schnitt ein Betrag von 125 000 Euro. Selbstverständlich kommt eine schematische Zuweisung nicht in Betracht, und ebenso verbietet sich eine Aufteilung nach dem „Gießkannenprinzip“, da bekanntlich die Ausgangsvoraussetzungen von Schule zu Schule zum Teil extrem unterschiedlich sind.

4. Moderate Herangehensweise oder Kopfsprung ins kalte Wasser?

Die Initiatoren der das Bildungswesen einbeziehenden Digitalisierungs-Offensive ge-

¹⁾ Die Daten stammen vom Statistischen Bundesamt (Wiesbaden) und können mühelos online abgerufen werden.

hen davon aus, dass die *Didaktik* dem Internet ungehinderten Zutritt in ihr Terrain gewährt. Sie sind sich offenbar von vornherein sicher, dass dies der Didaktik zum erheblichen Vorteil gereicht. Was sie für wichtig erachten, beschränkt sich nicht darauf, Kinder und Jugendlichen zum versierten Umgang mit Digitaltechnik anzuleiten. Sie erwarten insbesondere die Anhebung der Unterrichts*qualität* – als unerlässliche Voraussetzung für eine optimale Ausrüstung Heranwachsender („Fit machen“), die dereinst den Fortbestand der modernen Leistungsgesellschaft sichern und zu ungebremster Prosperität verhelfen sollen.

Umgehend stellt sich die Frage, ob nunmehr der Didaktik (= „Lehrkunst“) probate Möglichkeiten eröffnet werden, bisher kaum oder zu wenig genutzte Potenziale zu mobilisieren und dadurch ihre Stärken besser zur Geltung zu bringen. Gewinnt sie an Vitalität, erhöht sich ihr Pulsschlag? Verhilft ihr das Internet zu mehr „Biss“, zu mehr „Power“ und Ansehen? Gab es *vor* der Offensive vielerlei Gründe, mit ihrer „Effizienz“ unzufrieden zu sein? Wird sie die Last der hohen Erwartungen schultern können? – Letzteres darf man hoffen und wünschen. Indes muss bedacht werden: Der Tatbestand der „Implantierung“ des Internets in die Didaktik erlaubt für sich noch *keine* Abgabe einer Erfolgsgarantie.

Insofern lässt sich auch die Frage, ob internet-gestützter Unterricht in der *Grundschule* ansehnliche oder eher bescheidene Erfolge zeitigen wird, derzeit nicht plausibel beantworten. Prognosen nach dieser Richtung hin hätten wenig Hand und Fuß. Nichts aber sollte uns an einer Ausschöpfung der sich bietenden Chancen hindern, ohne einschränkende Momente unbeachtet zu lassen. Allerdings halte ich mit meiner Meinung nicht zurück, dass ich keine Notwendigkeit sehe, bereits ABC-Schützen und

Zweitklässler mit Tablets, Laptops oder Notebooks auszustatten.

Je jünger Kinder sind, desto mehr bedürfen sie der Lern- und Denkanreize aus der konkret erfahrbaren Wirklichkeit heraus. Den Erstunterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen mittels Zugriff auf das Internet zu unterstützen, mag nicht grundverkehrt sein, sofern der Zugriff punktuell, in kurzen Episoden erfolgt, nicht aber durchgängig. Obwohl kein Befürworter einer „retardierenden Erziehung“, würde ich persönlich für den Leselernprozess und das erste Schreiben für die herkömmliche, vielfach bewährte fibel-gestützte Methode optieren. Ebenso erachte ich für das Erlernen elementarer mathematischer Operationen den Zugriff auf Digitalgeräte für entbehrlich. Hinzufügen möchte ich sogleich, dass ich mich für Überraschungen offen halte und mich gegebenenfalls eines Besseren belehren lasse.

Ab der dritten Jahrgangsstufe wird sich das Spektrum der Gelegenheiten zu themen- und sachgerechter Internetnutzung deutlich erweitern. Am häufigsten wird wohl Recherche mit Hilfe gängiger Suchmaschinen (z.B. Google) angesagt sein. Das Internet dient dann vornehmlich als fächerübergreifend angelegtes Lexikon. Zugriffen wird auf Basisinformationen zu vielerlei Thematiken; hierzu zählen Kurzbiografien, Gebrauchsanleitungen, Tabellen, Schaubilder, Angaben z.B. zum Getreide- und Gemüseanbau, zur Verbreitung bestimmter Pflanzen- und Tierarten, zu den Flugrouten heimischer Zugvögel, zur Abfallbeseitigung in Großstädten, zur Funktionsweise von Windkraftanlagen, usf.

Fremdwörter lassen sich per Fingerdruck mühelos nachschlagen; die Übersetzung einfacher Texte ins Spanische und Italienische ist möglich. Der Lehrkraft obliegt es, die sachgerechte Einordnung recherchier-

ter Informationen in den jeweiligen Unterrichtsgegenstand zu überwachen.

Zum Einüben grundlegender Fertigkeiten sind Digitalgeräte vorzüglich geeignet (obgleich nicht zwingend erforderlich). Ihr Gebrauch kann Schülerinnen und Schülern dazu verhelfen, zunehmend Sicherheit in Rechtschreibung, Grammatik und Elementarmathematik (Grundrechnungsarten) zu erlangen. Solchem Üben geht selbstverständlich das Erlernen der jeweiligen Fertigkeit als

solcher voraus. In der Regel wissen ja die Schülerinnen und Schüler anfangs nicht, wie man mehrsilbige Wörter korrekt trennt, gute Sätze formuliert, Imperfekt vom Perfekt unterscheidet, zweistellige Zahlen miteinander multipliziert und dergleichen mehr. Auf genaues, aufmerksames Hinhören und Hinsehen kommt es an. Nicht selten wird es die Lehrkraft für nötig erachten, eine zu er-

langende Fertigkeit mehrmals dezidiert zu erklären und mit geeigneten Beispielen zu belegen, ehe sie zu selbsttätigem Anwenden und Üben auffordert. Die Einführung in eine neue Fertigkeit ist an eine präventive Strategie gekoppelt: Die Lehrperson legt von Anfang an Wert auf Fehlervermeidung, wodurch sich nachträgliche Fehlerkorrektur zwar nicht erübrigt, jedoch auf ein vertretbares Quantum reduzieren lässt.

Überdies ist es wenig wahrscheinlich, dass auf den Gebrauch herkömmlicher Print-

medien, beispielsweise Lehrbücher für die Fächer Sachkunde, Mathematik und Religionslehre, absehbar verzichtet werden kann. Insbesondere die Abschaffung des Schullesebuches wäre ein schwerer Fauxpas. Zudem ist es mehr denn je geboten, junge Menschen für hochwertige Literatur zu interessieren. Mit Sorge registrieren wir landauf landab eine nachlassende Bereitschaft, die üppig bestückte „Wunderwelt der Bücher“ zu betreten.²⁾ Offenbar gerät zunehmend in Vergessenheit, dass die *Lesekultur* ein wichtiges Segment von Kultur *schlechthin* bildet – zumindest seit Erfindung der Schrift.

Solchem Üben geht selbstverständlich das Erlernen der jeweiligen Fertigkeit als solcher voraus. In der Regel wissen ja die Schülerinnen und Schüler anfangs nicht, wie man mehrsilbige Wörter korrekt trennt, gute Sätze formuliert, Imperfekt vom Perfekt unterscheidet, zweistellige Zahlen miteinander multipliziert und dergleichen mehr. Auf genaues, aufmerksames Hinhören und Hinsehen kommt es an.

Im Sog der Digitalisierung verliert die literarische Bildung an Boden; Gleiches ist auch für andere musische Bereiche zu erwarten. Der ausgiebige Umgang mit Geräten, bei denen durch einfachen Fingerdruck („Wischen“) eine Reaktion in Bruchteilen einer Sekunde erfolgt, zeitigt

bedingte konditionierende Effekte. Ob die damit einhergehende Gewöhnung, wie nicht nur Pesimisten meinen, ein Klima seelischer Unterkühlung heraufziehen lässt? Die Möglichkeit besteht durchaus, zumal bei täglichem und sehr intensivem Umgang mit High Tech. (Das Smartphone in der Hosentasche, ständig präsent – das Buch, irgendwo im Regal ... Was ist angesagt: Schmökern oder

bedingte konditionierende Effekte. Ob die damit einhergehende Gewöhnung, wie nicht nur Pesimisten meinen, ein Klima seelischer Unterkühlung heraufziehen lässt? Die Möglichkeit besteht durchaus, zumal bei täglichem und sehr intensivem Umgang mit High Tech. (Das Smartphone in der Hosentasche, ständig präsent – das Buch, irgendwo im Regal ... Was ist angesagt: Schmökern oder

²⁾ Christian Graf von Krockow: Der Zauber des Gedruckten. Studien zur deutschen Lesekultur, Flensburg 2001, S. 146.

Surfen?) Ich frage mich: Müssen wir gewärtigen, dass allmählich – von vielen unbenutzt – all das ins Hintertreffen gerät, was *poetische* Qualität hat? Das Ausmaß der Verarmung wäre monströs – eine Tragödie sondergleichen! Denn Poesie lässt Raum für Fantasie und Träumen; mit ihr wachsen uns „Flügel der Vorstellungskraft“ zu.³⁾

Sorgsam zu achten ist auf *gepflegtes* Sprechen und Schreiben. Zum Schreiben von E-Mails wird sich des Öfteren Gelegenheit bieten, etwa bei längerer krankheitsbedingter Abwesenheit einer Klassenkameradin oder bei Korrespondenzen mit Kindern einer Partnerschule. Die Lehrkraft gibt mit aller Deutlichkeit zu verstehen, dass man sich mit einer schludrig verfassten E-Mail eine Blöße gibt. Blamage muss nicht sein. Man sollte stets davon ausgehen, dass es der Empfängerin oder dem Adressaten keinesfalls gleichgültig ist, ob die Formen des Anstands gewahrt werden oder nicht. Höfliche Kontaktpflege bricht niemandem einen Stein aus der Krone. Der Sprachstil verrät viel über die Wertschätzung der Person, mit der man sich in Nah- oder Telekommunikation austauscht. Auch ist man es sich selbst schuldig zu vermeiden, unangenehm aus der Rolle zu fallen. Das rein Technische und Funktionale an der E-Mail-Korrespondenz ist zweitrangig gegenüber dem Bemühen um das Abfassen von Texten, die in inhaltlicher und stilistischer Hinsicht „comme il faut“ sind.

5. Zielgenaue oder halbblinde Zugriffe auf das Internet?

In der *Sekundarstufe* I und II würde man eine Lehrperson kaum ernst nehmen, die demonstrativ einer „digitalen Askese“ frönt und meint, ihr starres Beharren werde von den Schülerinnen und Schülern goutiert. Sie verscherzte sich allen Respekt, zumal

die Möglichkeiten sinnvoller Nutzung vielfältig sind und zur Ausschöpfung einladen. Mit „vielfältig“ ist freilich nicht gemeint, dass zu sorgfältiger Abwägung und Grenzziehung keine Notwendigkeit besteht. „Je häufiger das Internet befragt, desto besser der Unterricht“ – die Primitivität dieser Formel macht jeden weiteren Kommentar überflüssig. Die Frequenz des Zugriffs auf das Internet ist kein verlässliches Kriterium für die Qualität des Lehrens und Lernens. Wichtiges muss *vorausgehen*, ehe man aus dem im Netz befindlichen Datenfundus verwertbare Informationen schöpft. Hierbei kommt es besonders auf *Treffgenauigkeit* an.

Machen wir uns das an einem Beispiel deutlich, und zwar an dem Unterrichtsthema „Die Bedeutung der Steinkohle für Deutschlands industrielle Entwicklung“ (9./10. Jahrgangsstufe). Die Erarbeitung des Themas nimmt zwölf (auf mehrere Tage verteilte) Unterrichtsstunden in Anspruch. Zuerst muss geklärt werden:

- Welche Schwerpunkte setzen wir; welche Fragestellungen sind von herausragender Wichtigkeit und somit vorrangig zu bearbeiten?
- In welcher Abfolge sind die Fragen zu bearbeiten?
- In welcher Sozialform soll das Durcharbeiten des Themas erfolgen: in Einzel-, Partner- oder Gruppenarbeit?

Ich halte es für wenig wahrscheinlich, dass die Schülerinnen und Schüler ganz ohne Mitwirkung der Lehrperson in die „richtige Spur“ einscheren und treffsicher wichtige Fragestellungen von eher Beiläufigem unterscheiden. Leitende Fragestellungen sind unverzichtbar für die Erschließung eines jeden anspruchsvollen Themas. Sie haben gleichsam Geländer- und Kompassfunktion.

³⁾ Ebd.

Es sind – auf unser Thema bezogen – folgende:

- Wann und wodurch ist Steinkohle entstanden?
- Die Anfänge der Kohleförderung: Wodurch wurde der Abbau des Rohstoffs Kohle ausgelöst?
- In welchen Gegenden Deutschlands stieß man auf Steinkohle in abbau-lohnender Menge?
- Welche Hilfsmittel standen in der Anfangsphase der Kohleförderung zur Verfügung?
- Wie sieht eine moderne Zeche aus? Welches sind die Arbeitsbereiche und Arbeitsabläufe?
- Welchen Anteil hatten die Ruhr- und die Saarkohle an dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands? (Zeitraumen: zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bis 2000)
- Welche Bedeutung hat die Stahlkohle für die Strom- und Stahlerzeugung?
- Welche Anforderungen wurden an den Beruf des Steigers gestellt? Wie sah sein Arbeitsplatz aus? Welchen Gefahren sah sich der Bergmann ausgesetzt? Welche Schutzvorkehrungen wurden getroffen?
- Welche Umstände führten zeitweise zu empfindlichem Kohlemangel, und wie wurde er behoben?
- Welche Gründe führten zur Einstellung der Steinkohleförderung in Deutschland (endgültig im Dezember 2018)? Was geschieht mit stillgelegten Förderanlagen?

Sind diese Fragen formuliert, akzeptiert und fixiert, empfiehlt es sich, die Gesamt-

thematik differenziert in *Gruppen* bearbeiten zu lassen – sinnfälliger Weise mit folgenden Aufgabenstellungen:

Gruppe I: Die Anfänge intensiver Kohleförderung in Deutschland (ca. 1790 bis 1850)

Gruppe II: Eine typische Förderanlage: Beschaffenheit, Funktionen, Arbeitsabläufe

Gruppe III: Kohleförderung im Zeitraum von 1850 bis 2000

Gruppe IV: Die Verwendung von Steinkohle für die Stahl- und Stromerzeugung

Gruppe V: Der Arbeitstag eines Steigers

Gruppe VI: Das „Zechensterben“ in Deutschland. Die Behebung von Folgeschäden (Bodenabsenkungen) als Zukunftsaufgabe

Es ist unschwer zu begreifen, dass eine aufwendige Themenbearbeitung zu keinem befriedigenden Resultat gelangen kann, wenn man der Frage, was genau das jeweilige Thema fordert und wie die Schwerpunkte zu setzen sind, ausweicht oder sie lediglich streift. *Diese Frage zu stellen geht der Zuhilfenahme von (nichttechnischen oder technischen) Lehr- und Arbeitsmitteln*, somit auch des Internets, *unbedingt voraus!*⁴⁾ Andernfalls vollzieht sich der Zugriff auf Dateien im Internet *ziel-ungenau*. Man greift ausgiebig in den Datenfundus und bemerkt womöglich (wenn überhaupt) erst hinterher, dass die entnommenen Daten für den „Kern“ der Thematik ziemlich irrelevant sind, und zwar auch dann, wenn sie, für sich genommen, Hand und Fuß haben. Mithin lässt sich sagen: Tabellen, Übersichten, Statistiken, Skizzen, Schaubilder, Kurz-

⁴⁾ Vgl. vom Verfasser: Das Internet im individualisierenden Unterricht. In: Katholische Bildung, 117. Jg., Heft 7/8, Essen 2016, S. 317.

videos, Angaben z.B. über Zechendichte, Fördermengen, Gerätebedarf, Stollentiefen, Kohletransporte (per Schiff und Bahn) etc. abzurufen macht nur dann Sinn, wenn sie in einschlägige Kontexte eingebunden sind. *Die erfolgversprechende Nutzung des Internets ist angewiesen auf klar strukturierte Arbeits- und Organisationsrahmen.* Fehlen diese, verliert sich der Netz-Nutzer unweigerlich im „Datenschungel“ und trifft, um irgendwie voranzukommen, eine Wahl, die ihn von der Zielgeraden entfernt. An dieser Stelle wird deutlich, dass es mit der zuweilen behaupteten, dem Internet geschuldeten „Entlastung“ der Lehrperson nicht weit her ist: Erfolg oder

Misserfolg gemeinsamen Bemühens im Unterricht hängen wesentlich von ihrem didaktisch-methodischen Geschick ab. Die „Kunst des Kombinierens und Verknüpfens“ ist zuvörderst von *ihr* zu leisten, was nicht heißt, es erübrige sich, Schülerinnen und Schüler zum rechten Auswählen, Gewichten, Einordnen und Beurteilen anzuleiten.⁵⁾

6. Ordnung und Organisation

Dass das Internet zunehmend in didaktisches Terrain eindringt und dort mächtig an Einfluss gewinnt, ist nicht zu bestreiten. Der „Digitalpakt“ gibt dieser (ohnein in

Schnellfahrt befindlichen) Entwicklung Rückenwind; er befördert und beschleunigt sie. Ich erkenne die sich bietenden Chancen durchaus, bin mir allerdings nicht sicher, ob das Internet unserem Unterrichten nachhal-

tig zu mehr Attraktivität und (insbesondere) *Qualität* verhelfen wird. Manch einer, der die Entwicklung aufmerksam verfolgt, mag sich fragen: Ist, in pädagogisch-didaktischer Hinsicht, für die neu verfügbaren Potenziale das Attribut „revolutionär“ angemessen? Ändert sich unser Unterrichten radikal; wird ihm ein völlig neuer Charakter aufgedrückt?

Letzteres glaube ich nicht. Indes ist es einer Überlegung wert, ob dank des Internets und seines

Es ist unschwer zu begreifen, dass eine aufwendige Themenbearbeitung zu keinem befriedigenden Resultat gelangen kann, wenn man der Frage, was genau das jeweilige Thema fordert und wie die Schwerpunkte zu setzen sind, ausweicht oder sie lediglich streift. Diese Frage zu stellen geht der Zuhilfenahme von (nichttechnischen oder technischen) Lehr- und Arbeitsmitteln, somit auch des Internets, unbedingt voraus! Andernfalls vollzieht sich der Zugriff auf Dateien im Internet ziel-ungenau.

Nutzungspotenzials demokratische Tugenden besser als bisher zur Entfaltung gelangen können. Wird nunmehr der grundsätzlich zu begrüßende Trend zur *Individualisierung* des Unterrichts beflügelt? Nimmt er gehörig an Fahrt auf? Ist jetzt mit der vielfach kritisierten und karikierten „Lehrerdominanz“ endgültig Schluss? – Ich finde, dass in der Tat ein Schub zu mehr Individualisierung erfolgt, setze aber sogleich hinzu, dass mit ausgiebiger Internet-Nutzung das Unterrichten auch *fehleranfälliger* wird. Das hat seinen Grund nicht allein darin, dass auf eine Vielzahl von Daten im Netz kein Verlass ist. Es liegt in erster Linie daran, dass Thematiken und Daten nicht ohne Weiteres kompatibel sind. Daten können in die Irre

⁵⁾ Ebd.

7. Hightech an Grenzen

führen, wenn sie an Kontexte gebunden sind, zu deren Transferierung auf *andere* Kontexte man sich verleiten lässt, obwohl man (in aller Regel) genau das unterlassen müsste. Erliegt man der Versuchung, so gerät das Zusammenfügen verschiedenster Elemente beinahe zum Glücksspiel. Anstatt themengerecht zu „integrieren“, wird „gekittet“, selbst wenn manche Teile nicht zusammenpassen. Entsprechend unbefriedigend sind dann die Endresultate. Somit ist erwiesen: Ein Gutteil der zu Recht für unerlässlich erachteten „Medienkompetenz“ ist „Organisationskompetenz“! Diese sich anzueignen bedarf es erheblicher Anstrengung. Sie aufzubringen fällt selbst versierten Erwachsenen nicht leicht, und viele Heranwachsende haben vermutlich nur eine diffuse Vorstellung von ihrer Bedeutung. Rege Aktivität und guter Wille zur Mitarbeit sind gewiss lobenswert; über besagtes Manko jedoch können sie nicht hinwegtäuschen. Eine Vervielfachung von Optionen darf das „Prinzip Ordnung“ nicht aushebeln; dieses erfährt vielmehr einen beträchtlichen Bedeutungszuwachs. Ohne Ordnung keine Klarheit!

Im Übrigen gilt es, mit einem weit verbreiteten Irrglauben aufzuräumen: Was wir wissen und wissentlich zu tun vermögen, beruht nicht auf einer „Autoproduktion“ von Daten und Informationen. Wissen wird nicht „ingesogen“ wie „ein Getränk aus einem Becher, sondern es muss durch den Lerner aus den Daten und Informationen erst aktiv konstruiert werden. Er muss eine Beziehung auf sein Vorwissen, auf seine Vorkenntnisse und Vorerfahrungen herstellen. Wissen hat immer System- und Strukturqualität. Wissen gibt es überhaupt nicht in irgendwelchen Speichermedien, sondern nur in lebendigen Menschen“.⁶⁾

Profitiert die Didaktik von der Digitalisierungs-Offensive? – Die Antwort lautet: Ja, sie kann sich in die Riege der Nutznießer einreihen. Sie profitiert, sofern der Zugriff auf Digitalmedien an vorgreifende und flankierende Überlegungen geknüpft ist, die über das apparativ- und funktionsgebundene Know-how hinausweisen. Nach welcher Richtung hin diese Überlegungen anzustellen sind, hoffe ich verständlich und exemplarisch aufgewiesen zu haben. Erspart man sie sich, bleiben die sich bietenden Chancen großenteils ungenutzt, und es muss eher mit enttäuschenden als mit erwünschten Resultaten gerechnet werden.

Das Internet – zweifelsohne eine bahnbrechende Erfindung, der wir hohe Wertschätzung nicht versagen können. Jedoch besteht ein Unterschied zwischen Wertschätzung und Vergötzung. Die Konturen der Grenzziehung dürfen nicht verwischt werden. So viele Terrains sich Hightech auch erobert, so stößt sie dennoch auf Mauern, die ihr schrankenloses Expandieren verwehren. Unsere Lebenswelt ist angefüllt mit Problemen, die ausgetüftelter Technologie nicht zugänglich sind und trotzdem der Lösung, zumindest der Entschärfung, bedürfen. In einer Welt wachsender Unordnung, Unruhe und Unverträglichkeit spitzen sich viele dieser Probleme gefährlich zu. Technischer Erfindergeist und dessen Hervorbringungen, so grandios diese sein mögen, können uns und unseren Kindern nicht sagen, wie wir uns eine lebenswerte Welt erhalten, wie wir es erreichen, dauerhaft in Friedfertigkeit Umgang zu pflegen, wie wir menschenverachtender Hybris Einhalt gebieten, wozu wir auf der Welt sind und welchen Sinn unser Leben hat.

⁶⁾ Werner Sacher: Lernen im Unterricht. Broschüre des Lehrstuhls für Schulpädagogik an der Universität Erlangen-Nürnberg, Juni 2001, S. 10.

Zum 95. Todestag von Franz Kafka in 2019

Rainer Werner

„Was bist du? Elend bin ich.“

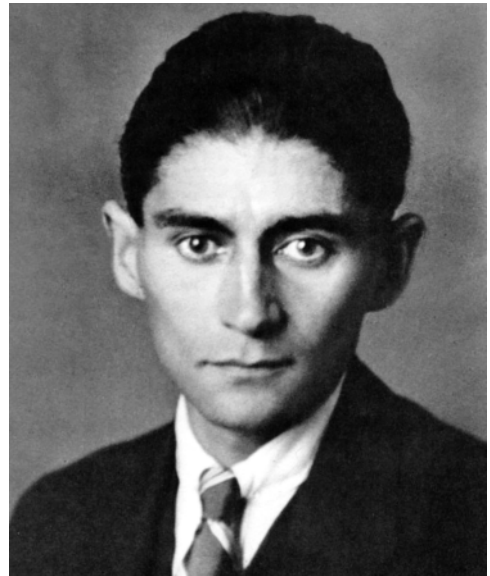
Zum 95. Todestag von Franz Kafka am 3. Juni 2019

Kafkas Angst: „Das gefrorene Meer in uns“

Kafkas Texte beginnen verstörend: *„Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.“* („Der Prozess“) – *„Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt.“* („Die Verwandlung“). Selbst wenn die Texte scheinbar harmlos anfangen, schleicht sich beim Leser doch ein ungutes Gefühl ein, weil die demonstrativen Beruhigungsformeln, die der Ich-Erzähler benutzt, eher dazu angetan sind, kommendes Unheil erwarten zu lassen. In der Kurzgeschichte „Der Nachbar“ heißt es gleich zu Beginn: *„Ich klage nicht, ich klage nicht“*, bevor der Ich-Erzähler schließlich von paranoider Angst gepackt wird. In der Parabel „Der Schlag ans Hoftor“ äußert der Ich-Erzähler anfangs den Satz: *„Ich war sehr ruhig und beruhigte auch meine Schwester“*, nur um später vom Unheil heimgesucht zu werden.

Woher kommt diese Angst der Protagonisten, die sie zu Beruhigungsformeln zwingt?

Viel ist in der Fachwissenschaft darüber gemutmaßt worden, ob sich in die Texte das eigene ängstliche Lebensgefühl, von dem Franz Kafka immer wieder berichtet, einge-



Franz Kafka im Januar 1923

Quelle: Foto gemeinfrei, www.wikipedia.org

geschrieben hat. Wie überdimensioniert seine Angstgefühle sind, zeigt Kafkas Begründung, eine gemeinsame Reise mit einem Freund abzusagen: *„Es ist die Angst vor der Veränderung, Angst davor, die Aufmerksamkeit der Götter durch eine für meine Verhältnisse große Tat auf mich zu lenken.“* Lesen und Schreiben sind für Kafka existenziell – gerade weil sie an das rühren, was unter der Oberfläche eingeschlossen scheint: *„[...] ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns“*, so schreibt Kafka am 27. Januar 1904

in einem Brief an Oskar Pollak. *„Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch?“* – so seine rhetorische Frage.

**Schrecknis der Erziehung:
„Nur eben als Vater warst du
zu stark für mich“**

Franz Kafka wird am 3. Juli 1883 als Sohn des jüdischen Kaufmanns Hermann und seiner Frau Julie, geb. Löwy, in Prag geboren. Nach ihm werden noch drei Schwestern geboren. Schon früh zeigen sich bei dem Kind die Eigenschaften, die Franz Kafka sein kurzes Leben lang – er sollte nur knapp 41 Jahre alt werden – begleiten sollten: Schüchternheit und Kontaktscheu, Empfindlichkeit und Ängstlichkeit. Obwohl Kafka ein guter Schüler ist, hat er auch vor der Schule Angst. Deshalb gelingt es der boshafte Köchin, die ihn jeden Tag zur Schule begleitet, ihn dadurch einzuschüchtern, dass sie droht, den Lehrern zu erzählen, wie unartig er zu Hause sei. Davor fürchtet er sich so sehr, dass er sie auf der Straße für Dinge um Verzeihung bittet, die er gar nicht getan hat. In dem berühmt gewordenen **„Brief an den Vater“**, den Kafka mit 36 Jahren verfasst und dem Vater nie hat zukommen lassen, wird deutlich, wie sehr die autoritären Erziehungsmethoden des Vaters den sensiblen Sohn verletzt haben: *„Ich winselte einmal in der Nacht immerfort um Wasser [...]. Nachdem einige starke Drohungen nicht geholfen hatten, nahmst du mich aus dem Bett, trugst mich auf die Pawlat-sche [Balkon] und ließest mich dort allein vor der verschlossenen Tür ein Weilchen im Hemd stehen [...]. Noch nach Jahren litt ich unter der quälenden Vorstellung, dass der riesige Vater, mein Vater, die letzte Instanz, fast ohne Grund kommen [...] konnte und dass ich also ein solches Nichts für ihn war.“* Das Gefühl der Nichtigkeit und Schwäche speist sich aus strafenden Erziehungsmethoden, die durch die

„bloße Körperlichkeit“ des Vaters, der in dem Brief als *„stark, groß, breit“* beschrieben wird, verstärkt werden. Noch im Alter von 40 Jahren schreibt Kafka in einem Brief an seine Schwester Elli rückblickend über das Bestreben des Vaters, den Sohn nach seinen Idealen zu modeln: *„Wenn es in dem Kinde fehlt, so fängt er an, es ihm einzuhämmern, was ihm auch gelingt, aber gleichzeitig misslingt, denn er zerhämmt das Kind.“* In drastischen Worten verurteilt er diese Erziehungsmethoden: *„Das sind, aus Eigennutz geboren, die zwei Erziehungsmethoden [...]: Tyrannei und Sklaverei.“*

Nach dem Abitur im Jahre 1901 studiert Kafka an der Deutschen Universität in Prag Germanistik, wechselt dann aber zu Jura. Das Studium schließt er 1906 mit der Promotion ab. Von 1908 bis zu seiner krankheitsbedingten Frühpensionierung im Jahre 1922 arbeitet Kafka bei der „Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt“ als Sachbearbeiter. Kafka führt eine zweigeteilte Existenz. Den Tag verbringt er in der Versicherung, in der Nacht schreibt er seine Texte. Das Schreiben wird zu einer Tätigkeit, die er als existenzielle Notwendigkeit erlebt: *„Der Sinn für die Darstellung meines traumhaften inneren Lebens hat alles andere ins Nebensächliche gerückt.“* Manchmal ist bei Kafka der Sog des Schreibens so stark, dass Texte wie in Trance aus ihm herausfließen. So verfasst er die Erzählung **„Das Urteil“** in der Nacht vom 22. auf den 23. September 1912 in nur acht Stunden.

**Bestrafungsphantasien: „Liebe Eltern,
ich habe euch doch immer geliebt.“**

**„Das Urteil“: „Ich verurteile dich jetzt
zum Tode des Ertrinkens.“**

Dass ein Vater seinen Sohn nach einem heftigen Streit zum Tode verurteilt, gehört zu den ungewöhnlichsten Episoden der Weltliteratur. Der junge Kaufmann Georg Bende-

mann arbeitet im väterlichen Geschäft als Kaufmann. Die Mutter ist vor Kurzem gestorben. Einem nach Russland ausgewanderten Freund möchte er in einem Brief sein Verlöbnis mit einem Mädchen namens Frieda mitteilen und ihn zur Hochzeit einladen. Er sucht seinen Vater in dessen Schlafzimmer auf, um ihm von diesem Brief zu erzählen. Im Verlauf des Gesprächs entsteht ein heftiger Streit, an dessen Ende das ungewöhnliche Todesurteil des Vaters steht, das der Sohn ohne Widerspruch vollzieht: „Georg fühlte sich aus dem Zimmer gejagt.“ Er eilt zur Brücke, hält sich kurz am Geländer fest und lässt sich in den Fluss fallen. Die Erzählung behandelt ein zentrales Thema in Kafkas Texten: die Rivalität zwischen Vater und Sohn. Der Vater ist seit dem Tod der Mutter sichtbar gealtert und vernachlässigt die Reinlichkeit seiner Kleidung. In der Konfrontation mit dem Sohn im Schlafzimmer gewinnt er deutlich an Stärke zurück: „Mein Vater ist noch immer ein Riese.“ – „Georg sah zum Schreckbild seines Vaters auf.“ – Der Vater: „Ich bin noch immer der viel Stärkere.“ Der Vater beleidigt den Sohn als „teuflichen Menschen“ und seine Braut als „widerliche Gans“, die ihn nur mit erotischer Freizügigkeit geködert habe. Die Vollstreckung des Urteils durch den Sohn wird in der Fachliteratur unterschiedlich interpretiert. Die einen deuten den Freitod als Einverständnis des Versagens und Vollzug einer Bestrafungsphantasie. Die anderen sehen den Sprung ins Wasser (Kafka war ein vorzüglicher Schwimmer) als imaginierte Befreiung von der väterlichen Bevormundung und als Weg in ein selbstbestimmtes Leben.

„Die Verwandlung“:

„Da gab ihm der Vater einen wahrhaftig erlösenden starken Stoß.“

Diese Erzählung gehört zu den schockierendsten und rätselhaftesten Texten Kafkas. Die Verwandlung eines Menschen in ein

Insekt irritiert die Leser und fordert die Fachwelt zu Deutungen heraus. Der junge Handlungsreisende Gregor findet sich eines Morgens beim Aufwachen in einen Käfer verwandelt. Aus der Perspektive Gregors erfährt der Leser, wie er seine Verwandlung in eine andere Lebensform verarbeitet und wie die Familie (Vater, Mutter und Schwester) damit umgeht.

Zu Beginn wird Gregor von der Familie noch als Mensch wahrgenommen, indem sie noch von „ihm“ spricht. Später geht sie dann zum sächlichen Personalpronomen „es“ über. Das Dienstmädchen spricht vom „Mistkäfer“ und vom „Zeug nebenan“. Aus dem Gedankenstrom Gregors erfahren wir, dass er nach dem Bankrott des väterlichen Geschäftes in die Rolle des Familienernährers geschlüpft ist. Der Vater hingegen ist in Lethargie versunken und äußerlich verwahrlost. Nach Gregors Verwandlung lebt der Vater auf und gewinnt seine alte Rolle als Familienoberhaupt zurück. Die neue Dominanz bekräftigt er, indem er Gregor misshandelt. Die Verletzung im Rücken, aber auch die Einsicht, dass er um des familiären Friedens willen das Feld räumen muss, veranlassen ihn, die Nahrung zu verweigern und sein Leben zu beenden. Nach Gregors Tod lebt die Familie sichtbar auf. Vor allem der Vater gewinnt seine alte Stärke zurück. Auch diese Erzählung schildert im Kern eine Vater-Sohn-Rivalität. Die Verwandlung in einen Käfer kann man als Symbol für die regressive Selbstbestrafung des jungen Mannes deuten, der nach einer kurzen Phase als Oberhaupt der Familie diese Position wieder räumt und nach einem demütigenden Prozess familiärer Ausgrenzung und Erniedrigung als Höhepunkt der Selbstbestrafung den Freitod wählt.

Die Parallelen zu Kafkas „Brief an den Vater“ (1919) sind unübersehbar. Dort beschreibt Kafka seinen Vater als kraftvoll, jähzornig

und impulsiv, sich selbst als sensibel und introvertiert. Während der Vater sich auch ohne Bildung ökonomisch nach oben gearbeitet habe, verharre sein Sohn unselbstständig und verängstigt in seiner geistigen Welt. Wie man an dieser Erzählung sehen kann, sucht sich das Biografische immer wieder Wege in die Texte des Dichters.

Geschichten vom Misslingen: „Gibs auf, gib auf“

Die bekannteste Parabel Kafkas über die Vergeblichkeit heißt „Gibs auf“. Am frühen Morgen geht der Ich-Erzähler zum Bahnhof. Beim Vergleich seiner Uhr mit der Uhrzeit auf der Turmuhr stellt er fest, dass er sich verspätet hat. Da er sich in der fremden Stadt nicht auskennt, fragt er einen Polizisten („Schutzmann“) um Orientierungshilfe. Anstatt ihm zu helfen, fragt der Polizist: „Von mir willst du den Weg erfahren?“ – Das „Ja“ des Erzählers kontert er mit einem zweimaligen „Gibs auf“. Dabei wendet er sich lachend von dem Hilfesuchenden ab.

Diese Geschichte ist wie die meisten Texte Kafkas doppelbödig. Die Suche nach dem richtigen Weg zum Bahnhof steht für die Suche nach dem Sinn der menschlichen Existenz, nach dem Sinn der Weltordnung. Der „Schutzmann“ vertritt die Autoritäten, an die man sich gemeinhin wendet, um Orientierung zu erhalten: Geistliche, Philosophen, Wissenschaftler. Sie können jedoch über die letzten Dinge der menschlichen Existenz keine Auskunft geben, weil sie die Erklärung selbst nicht wissen („Von mir willst du den Weg erfahren?“). Die starke emotionale Reaktion des Erzählers angesichts der entdeckten Verspätung („Schrecken“, „unsicher“, „atemlos“) deutet auf eine existenzielle Verunsicherung hin.

Dieser Text wird gemeinhin als Beleg dafür genommen, dass Kafka die existenzielle

Grundtatsache gestaltet, dass der Mensch auf sich selbst zurückgeworfen ist, weil ihm in der Moderne die herkömmlichen (religiösen) Welterklärungen nicht mehr zur Verfügung stehen.

In der Parabel „Vor dem Gesetz“ bittet ein „Mann vom Lande“ um Einlass in das Gesetz, was ihm von einem Türhüter, hinter dem noch eine Phalanx weiterer Wächter steht, verwehrt wird. Alles Bitten und Flehen, aber auch Bestechungsversuche bleiben umsonst. Der Bittsteller wird über das lange Warten alt und schwach. Am Ende des Textes schließt der Türhüter den Eingang in das Gesetz, der nur für den Bittsteller bestimmt war. Der Text formuliert die rätselhafte Paradoxie, dass der Mann vom Lande den Zugang zum Gesetz, der nur ihm vorbehalten war, nicht betreten darf. Bei dem Gesetz handelt es sich um eine Variante der Kafkaschen Ur-Idee: die Frage nach dem Lebenssinn, nach der letzten Wahrheit unseres Daseins. Auf diese existenzielle Frage erhält der Mensch keine Antwort, weil er das Absolute in seiner menschlichen Beschränktheit nicht zu erfassen vermag.

In der Parabel „Eine kaiserliche Botschaft“ übermittelt der Kaiser einem Bewohner seines Reiches, der als „jämmerlicher Untertan“ bezeichnet wird, eine Botschaft. Um sie zu überbringen, sendet er einen seiner kräftigsten Boten aus. Außerhalb des Palastes türmen sich unüberwindliche Hindernisse auf, an denen der Bote scheitert. Der Adressat der Botschaft sitzt am Fenster und erträumt sich vergeblich deren Ankunft. Das Sich-Abmühen des Boten gleicht der vergeblichen Mühe seines mythologischen Vorbilds Sisyphos („wie nutzlos müht er sich ab“), die auch „durch Jahrtausende“ nicht belohnt wird. Man geht sicher nicht fehl in der Annahme, bei der Botschaft handele es sich um eine für den Menschen positive Nachricht, um eine „frohe Botschaft“, wie das

Evangelium im Altgriechischen genannt wird. Kafka hat häufiger Anleihen in der christlichen Religion gemacht, ohne sein Judentum zu verleugnen. Die Parabel ist deshalb eine Geschichte des Misslingens, weil der Mensch die Botschaft, die seinem Leben einen Sinn geben könnte, nicht zu erlangen vermag, da sich zwischen dem Absender (Kaiser = Gott?) und dem Empfänger (Untertan = Mensch) unüberwindliche Hindernisse auf türmen. Glaubensverlust in der Zeit der Moderne hat dazu geführt, dass man die Botschaft von einer jenseitigen besseren Welt nicht mehr zu verstehen vermag. Der Mensch im sachlichen Zeitalter ist nicht mehr empfänglich für Transzendenz.

Glaubensverlust in der Zeit der Moderne hat dazu geführt, dass man die Botschaft von einer jenseitigen besseren Welt nicht mehr zu verstehen vermag. Der Mensch im sachlichen Zeitalter ist nicht mehr empfänglich für Transzendenz.

Mit der Parabel „Heimkehr“ hat Franz Kafka einen Paralleltext zum „Gleichnis vom verlorenen Sohn“ (Lukas-Evangelium 15, 11 – 32) verfasst. Ein Sohn – der Ich-Erzähler – kehrt nach längerer Abwesenheit in sein Elternhaus zurück, traut sich aber nicht, die Türschwelle zu überschreiten. Er fühlt sich von altem Gerümpel im Hof und von einer lauenden Katze abgeschreckt. Letztlich verhindert aber seine eigene Unsicherheit, ein Gefühl von Isolation und Fremdheit, dass er in seine Familie zurückkehrt. Der Text schildert das Misslingen einer Heimkehr. Der Ort, den man gemeinhin als Stätte elementarer Geborgenheit versteht – die Familie, das Vaterhaus – wird dem heimkehrenden Sohn zu einem Ort der Fremdheit, des Ausgeschlossen-Seins. Die Parabel formuliert die Grunderfahrung des ungeborenen, isolierten Menschen der Moderne. Traditionelle Familienbindungen können den Menschen nicht mehr tragen. Fremd-

heit und Heimatlosigkeit sind das Ergebnis dieses Verlustes. Ganz anders verläuft die Heimkehr des verlorenen Sohnes im biblischen Gleichnis: Der Sohn, der sein Erbteil in der Fremde verprasst hat, wird trotz seines Fehlverhaltens vom Vater freudig in die Arme geschlossen. Des Vaters Begründung für den überschwänglichen Empfang lautet: „Er war verloren und ist wiedergefunden.“ Auf die Glaubensebene übertragen lautet die Botschaft: Gott freut sich über jeden Sünder, der umkehrt und den Weg zu ihm zurückfindet. Dem Alltagsverständnis

von Gerechtigkeit gehorcht dieses Gleichnis keineswegs. Wir haben uns angewöhnt, Gerechtigkeit mit größtmöglicher Gleichheit in eins zu setzen. Der Vater im Gleichnis „bevorzugt“ jedoch den sündigen Sohn vor dem braven, treuen Sohn. Das Gleichnis will sagen, dass derjenige eine größere Zuwendung braucht, der im Leben gestrauchelt ist, als derjenige, dem im Leben alles gelingt. Die Gerechtigkeit im Gleichnis ist keine formale, sondern eine kompensatorische. Kafka steht die metaphysisch unterlegte Sicherheit und Geborgenheit des Gleichnisses nicht (mehr) zur Verfügung. Der Sohn in der Parabel ist auf sich allein gestellt und kann sich der göttlichen Vergabung und der väterlichen Zuwendung nicht sicher sein. Daran und am eigenen Misstrauen scheitert seine Heimkehr.

**Kafkas Tagebücher:
„Mein Leben ist das Zögern
vor der Geburt.“**

Kafkas Tagebücher sind für den Zeitraum von 1909 bis 1923 – er starb im Jahre 1924 –

größtenteils erhalten geblieben. Sie enthalten Aussagen zu seiner psychischen Befindlichkeit („besseres Selbstbewusstsein“), seiner Lektüre („van Gogh Briefe“) und seinen Liebschaften („Behüte dieses Leben nur vor Frauen“). Die Notizen dienen in erster Linie der reflexiven Selbstbewältigung. Sie geben dem Verfasser aber auch Halt in seelischer Not: „*Ich werde das Tagebuch nicht mehr verlassen. Hier muss ich mich festhalten, denn nur hier kann ich es.*“ Das Tagebuch ist für Kafka Medium der literarischen Selbstvergewisserung, Versuchslabor für Motive und Themen, die er in Literatur umzuwandeln gedenkt. In einigen Tagebucheinträgen kann man die Konzipierung literarischer Projekte konkret verfolgen.

Die Tagebücher dokumentieren, dass Schreiben für Kafka eine Existenzform war, eine elementare Lebensäußerung, neben der Beruf und gesellschaftlicher Umgang verblasen. Die Themen seiner wichtigsten Werke finden sich auch in den Tagebüchern: Einsamkeit, Vergeblichkeit und die Frage nach der Lösung des Lebensrätsels. In den Bänden aus den Jahren 1917/1918 hat Kafka diesen existenziellen Themen 109 Aphorismen gewidmet: „*Ein erstes Zeichen beginnender Erkenntnis ist der Wunsch zu sterben.*“ (Nr. 13); „*Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg; was wir Weg nennen, ist Zögern.*“ (Nr. 26)

Kafkas Tagebücher sind einmalige Dokumente, die über die komplexe Persönlichkeit des Dichters und seine Lebensprobleme Auskunft geben.

Franz Kafka und das Judentum:
**„Was habe ich mit Juden gemeinsam?
 Ich habe kaum etwas
 mit mir gemeinsam.“**

Franz Kafka wird in eine assimilierte jüdische Familie hineingeboren. Der Vater entstammt der Unterschicht und pflegt einen

eher nachlässigen Umgang mit der jüdischen Religion. Die Mutter hingegen entstammt dem deutsch-jüdischen Bürgertum und hat einen geistigen Bezug zum Judentum. Die *Bar-Mizwah* (jüdisches Mündigkeitsritual) des Sohnes annonciert der Vater – gemäß der Sitte der assimilierten Juden – als „Confirmation“. Dem erwachsenen Franz Kafka wird bewusst, wie wenig die Eltern ihm von den Grundlagen des Judentums vermittelt haben. Im „**Brief an den Vater**“ schreibt er vorwurfsvoll: „*Es war ja wirklich ein Nichts*“. Hingezogen fühlt sich Kafka zur volksnahen Tradition des Ostjudentums, zum *Chassidismus*, und zur mystischen Tradition der *Kabbala*. Freundschaft schließt er mit dem jiddischen Volksschauspieler *Jizchak Löwy*, dessen Aufführungen er häufig besucht. Erst spät, im letzten Lebensjahr, versucht er an der Berliner jüdischen Hochschule Hebräisch zu lernen. Ausreisewünsche nach Palästina scheitern an seiner schwachen Gesundheit. Sein Freund *Max Brod* hat die These vertreten, bei Kafka handele es sich um den „jüdischsten aller jüdischen Dichter“. In der Folge haben Interpreten versucht, dieses Urteil an Kafkas Texten zu verifizieren. Sie sehen das Leiden, das viele der Kafkaschen Figuren heimsucht, in der Nachfolge des Leides und der Schuld von *Hiob*. Die häufigen Strafaktionen und mysteriösen Gerichtsverfahren – so etwa im „**Prozess**“ – halten sie für eine Variante der kabbalistischen Lehre von der Geschichte als permanentem Gerichtsprozess. Das kurze Leben Kafkas macht jedoch eine weitere Hinwendung zum Judentum zunichte.

Kafka und die Frauen:
**„Dass ich Ehe und Kinder
 für das höchste Erstrebenswerte
 auf Erden hielt.“**

Kafka hat sich insgesamt dreimal verlobt – zweimal mit *Felice Bauer*, einmal mit *Julie Wohryzek* – und hat alle Verlobnisse wieder

gelöst. Ihm ist es offensichtlich nicht möglich gewesen, eine dauerhafte Bindung zu einer Frau einzugehen. Zwar verspürt er den Wunsch, seine Isolation, von der er immer wieder berichtet, durch eine Ehe zu überwinden, schreckt aber am Ende vor dem letzten Schritt zurück. Vermutlich hat ihn die Angst geplagt, in einer dauerhaften Liebesbeziehung das fragile seelische Gleichgewicht, das er sich immer wieder aufs Neue erkämpfen muss, einzubüßen. Hinzu kommt die Befürchtung, durch eine erotische Beziehung die literarische Kreativität zu verlieren. So bleiben Kafka nur briefliche Beziehungen, die seiner Angst vor Nähe entgegenkommen. In Fernbeziehungen ist er äußerst produktiv. Allein die Briefe, die er an Felice Bauer schreibt, umfassen gedruckt 700 Seiten. Es sind nicht nur elegant geschriebene Liebesbriefe, sie geben auch einen tiefen Einblick in seine skrupulöse, sensible Persönlichkeit. In den Briefen gelingt es ihm, sich in einer Weise zu öffnen, die ihm in der direkten Begegnung mit einer Frau verwehrt bleibt.

Eine unbeschwerte Liebesbeziehung ist Kafka erst kurz vor seinem Tod beschieden. Mit *Dora Diamant*, einer natürlichen jungen Frau, die frei von Koketterie ist, lebt Kafka ein halbes Jahr in Berlin zusammen. Sie ist es auch, die ihn bis zu seinem Tod aufopferungsvoll pflegt. Dora Diamant widerspricht jenen Biografen, die in Kafka in erster Linie eine neurotisch gestörte Persönlichkeit haben erblicken wollen. Dora Diamant berichtet, sie habe Kafka voll Heiterkeit, Lebenslust und Spielfreude erlebt, außerdem sei er „sinnesfreudig wie ein Tier (oder wie ein Kind)“ gewesen.

Im August 1917 bricht bei Franz Kafka eine schwere Lungentuberkulose aus, die sich trotz mehrerer Sanatoriumsaufenthalte

nicht mehr heilen lässt. Am 3. Juni 1924 stirbt Kafka in einem Sanatorium in Kierling/Klosterneuburg (Niederösterreich). Er wird auf dem jüdischen Friedhof in Prag-Straschnitz bestattet.

Was von Franz Kafka bleibt

Kafka hat nur Prosatexte geschrieben. Sie reichen von kurzen, aphoristisch verknappten Parabeln über Erzählungen bis hin zu den großen Romanen, die freilich Fragment geblieben sind. Die Texte Kafkas gehören der Weltliteratur an. Wer immer sich mit den letzten Gründen unseres Seins auseinandersetzen will, wird zu Kafkas Werken greifen. Deutschlehrer sind gut beraten, dem heute üblichen Trend zur „leichten Kost“ bei der Textarbeit zu widerstehen und zumindest seine Parabeln im Literaturunterricht zu besprechen. Sie können die Sinnstiftung und Orientierung vermitteln, nach der es Heranwachsende verlangt. Zudem sind sie Meisterwerke sprachlicher Gestaltung, die einer eigenen Logik folgt.

Verwendete Literatur:

- Franz Kafka: Gesammelte Werke in sieben Bänden, Frankfurt/M. 1976, S. Fischer Verlag, Taschenbuchausgabe.
- Klaus Wagenbach: Franz Kafka in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten; Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1964.
- Marthe Robert: Einsam wie Franz Kafka, S. Fischer Verlag Frankfurt/M., 1985.

Hinweis: Für eine bessere Lesbarkeit des Textes wurden die Literatur-Zitate an die neue Rechtschreibung angepasst (z.B. „dass“ statt „daß“ etc.).